

Ein schweizerischer Bauerdichter

Autor(en): **Seelig, Carl**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **37 (1933-1934)**

Heft 23

PDF erstellt am: **31.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-673071>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Erst im Jahre 1893 gab die Wehntalerin den hartnäckigen, aussichtslosen Kampf mit den feindlichen Naturkräften auf, zur größten Freude des Hansjosef, den es schon längst nach einer süßeren Weinmarke gelüftet hatte. Der höchstgelegene Weinberg des Zürichbietes verschwand. Die Unterländerin hatte sich inzwischen

mit den Lannzapfen des Oberlandes abgefunden, und die blauen Äuglein ihrer Kinder ließen sie die blauen Trauben ihrer alten Heimat bald ganz vergessen. Nur ein dürres Traubenblatt in der Familienbibel, als Merkzeichen benützt, erinnert noch an die Reben der Ottenhub.“
G. B.

Briefe.

Briefe gibt's, die wie seltene Steine
Sich zur leuchtenden Kette reihen;
Briefe gibt's, die das Ungemeine,
Festlich-Reine
In uns befreien.

Briefe gibt's, die in Märchen und Träumen
Welten der Seele uns offenbaren;
Briefe gibt's, die gleich blühenden Bäumen
Wege säumen,
Die winterlich waren.

Mögen jene, die sie geschrieben,
Fern hinter sieben Meeren weilen —
Innerlich sind mit den Briefen, den lieben,
Nah sie geblieben,
Unser Leben zu teilen!

Heinrich Anacker.

Ein schweizerischer Bauerndichter.

Von Carl Seelig.

Das Lob, Fridolin Hofler entdeckt zu haben, gebührt Heinrich Federer. In einem ausführlichen, kritisch-mitschaffenden Gutachten, das er vor dreißig Jahren seinem ersten



Fridolin Hofler, der große Luzerner Lyriker.

Verleger erstattete, schrieb er: „Wieviele lyrische Bändchen mag man durchsehen, bis man wieder auf eine so unabgelernte, eigene Sprache stößt!“ In der Tat, als kurz darauf die „Stimmen aus der Stille“ erschienen, war der ehemalige Volksschullehrer kein ängstlich piepfendes Hähnchen mehr. Seine späteren Gedichtsammlungen „Im Feld- und Firnelicht“, „Daheim“, „Neue Gedichte“ und „Festlicher Alltag“ (Verlag Eugen Haag in Luzern) zeigen ihn zwar künstlerisch wachsend . . . aber die Welt des 1861 in Meggen am Vierwaldstättersee geborenen Dichters war und blieb stets dieselbe. Es ist die Welt des freien, treu zu seiner Scholle stehenden Schweizerbauern, der er sich auch äußerlich einordnete, indem er seit Jahrzehnten auf einem Bauernhof in Römerswil bei Luzern wohnt.

Die ungewöhnliche Disziplin, Bescheidenheit und Selbstkontrolle, mit der Fridolin Hofler sein Talent verwaltet, hat ihn davor bewahrt, ein wahllos Spendender zu sein. Nicht nur, daß er aller Prosa entsagte und Dialektversuche mit einer einzigen Ausnahme — dem „Frühling in der Schwalm“ — unterlassen hat, auch auf seinem Lieblingsacker: dem hochdeutschen Gedicht bleibt er auffallend wortkarg. Er hat die Drafte, Eichendorff, Novalis, Heinrich Federer und



Das prächtige Bauernhaus in Römerswil, in dem Fridolin Hofser seit vielen Jahren zurückgezogen wohnt.

die Volkslieder lyrisch gefeiert. Soll dies ein künstlerisches Bekenntnis sein? Ich denke: nein! Denn ebenso gut könnte man bei einem Gedicht wie dem folgenden an Theodor Storm denken:

Die Beiden.

„Zur Zeit der Ähren geh'n zwei über Land.
Schweigsam. Einst ging es doch lauter,
Als rings der Ager in Blüten stand:
Du Liebel! Du Trauter!

Und wie der Weg die Beiden getrennt,
Rein Winken gab es der Hände . . .
Nur leise, wie man ein Totes nennt,
Stöhnt eines: zu Endel!“

Andere deuten in ihrer zarten Musikalität und weltfrommen Abgeklärtheit eher auf Mörike; ja, selbst E. F. Meyer's balladestrenge Form wird angewandt. Im Grunde sind solche Vergleiche jedoch ärgerlich und undankbar. Denn obschon Hofser herkömmlichen Wendungen und Rhythmen nicht ganz aus dem Weg geht, sind seine meisten Schöpfungen doch durchaus Eingengewächs. Er, der am liebsten „weit, weit dahinten“ auf einem einsamen Bauernhof in feierlichen Naturbetrachtungen schwelgt, schlägt unser Erstaunen über die Gleichförmigkeit solchen Daseins mit der weisen Kadenz:

„Hat uns die Welt vergessen . . .
Wir vergaßen sie auch.“

Dennoch möchten wir in seinen hochgestimmten Büchern jene Seiten, in denen er von Mensch zu Mensch den Bogen wölbt, nicht missen. Das knappe Zwiegespräch zwischen „Mutter und Sohn“, das tapfer-troziges Schufden des „Äckerknechts“, dessen Haue frohlockend in die Erde fährt, wetteifern an eindringlicher Gestaltung mit dem brüderlichen Aufruf an die Bettler:

„Bettler, meine Freunde, seid mir willkommen!
Daß mir, wer immer den Strich hieher genommen,
Keiner von euch leichtfertig die Schmach erweise
Und, die Einfuhr verschmähend, vorüberreise.
Ach, mich hungert nach Menschen und Menschengeschicken.“

Lesen möcht ich in Worten, Mienen und Blicken,
Um in all ihrer Fehle und ihrem Grauen
Eure dunkle Vagantenseele zu schauen.“

Fridolin Hofers innere Verbundenheit mit Kirche und Vaterland belegen einige seiner markantesten Schöpfungen („Treue“ und „Eidgenössischer Weckruf“). Was sie so schön macht, ist das Fehlen prahlerischen Festüberschwangs. Und was sagen die Völkerbundsfreunde zum Gedicht „Friede“, das auf ihre kühnsten Träume süße Hoffnung träufelt?

„Dereinst auf dem Felde
Finden ein rostiges Schwert sie beim Reuten.
Erdig geht es von Hand zu Hand,
Und im halmentwogenden Land
Weiß den Fund kein Mensch mehr zu deuten.“

Seine Sprache ist, ohne mit ihrem Erdgeruch zu kokettieren, heimatisch herb und gesund. Die strenge Wortzucht, der sie unterzogen wurde, hat sie nicht erstarrt oder schematisiert, so daß auch Gedichte, die ihr Dasein künstlerischen Erlebnissen verdanken, von bildhafter Frische und Natürlichkeit sind:

Vor May Buri's Bildern.

„Volk, auf harter Scholle gezeugt,
Vom freien Atem der Berge gefäugt:
Behäbige Bauern, die raten und taten,
Musikanten und Dorfagnaten,
Rothhaarige Mädchen und Kinderknechte,
Kinder des Landes, derb-trogigechte —
Also hat sie des Meisters Hand
Lebend auf die Leinwand gebannt.

Warmes Blut durchströmt ihre Adern;
Sie spielen und trinken; sie markten und hadern.
Mir ist, ihr Atem müßte mich streifen,
Der Qualm mich umnebeln von ihren Pfeifen.
Bekante grüßen im Marktgedräng:
„Gottwilhel! Wie geit's? O, gäng wie gäng!“
Und einer — sein Bart ist zerzaust, zerraut —
Recht mir mit fragendem Blick die Hand:

„Gani dir nid scho ne Muni verchouft
Amene Märli im Oberland?“

Wo findet sich der Verleger, der seine fünf Versbücher endlich zu einem Auswahlband büschelt? Ist es nicht beschämend, daß einer unserer bedeutendsten Bauerndichter im Volk so wenig Widerhall gefunden hat? Eine uner-schöpfliche Heiterkeit der Seele geht von seiner Lyrik aus. Halberblindet, hat der 73jährige Meister das herrliche Gedicht geschrieben:

In der Dunkelheit.

„Und ob kein Schein der Lampe mir hellt
Das dunkelnächtige Zimmer,
Mich Wachen umfließt noch von tagjunger Welt
Ein rosiges Schimmer.

Das macht, meine singende Seele ist so
Mit leuchtendem Land verspinnen,
Sie funkelt im Traume noch lichterlos
Von segnenden Sonnen.

Und würd ich mit Blindheit geschlagen ganz,
Ich meinte doch immer, ich ginge
Wie einer, den bergferner Abendganz
Verdämmernd umfinge.“

Zwei Stühle.

Von M. Zierer-Steinmüller.

Etliche Stunden dem Gebirge zu besuchte ich einen Bekannten, einen Maler und besah seine Bilder, die im Atelier und auch in den übrigen Räumen verteilt untergebracht waren. In der letzten Stube erblickte ich dabei zwei Stühle.



Die Holzgeschnitzten Lehnen zeigten ein reiches fächerblättriges Muster, einen Schild mit dem Künstlerwappen. Die breiten bequemen Sitze hatten geschnitzte Kanten und gedrechselte ziemlich ausgreifende Beine. Sie gefielen mir nicht nur wegen der Handschnitzerei, sondern auch, weil das polierte Holz merkwürdig ansprach. Sie stellten nicht wie andere Artgenossen durch Lack und Politur Leistungen überkultivierten Geschmacks dar, sondern sahen unverbraucht naturhaft aus, lebendig wie der Baum im Wald, und ich glaubte die Verbundenheit von Holz und Erde so deutlich zu spüren, als säße ich auf einem Baumstumpf im Forst.

„Hübsche, gute Stühle“, sagte ich, und meinte das „gut“ im Hinblick auf die Ruhe des Baumes, aus dem sie stammten, des sonnenwarmen Holzes.

„Ich habe sie von meinem Vater geerbt, er hat sie nach seinem Entwurf schnitzen lassen. Die Eiche dazu hat er selber ausgewählt“, erzählte mir mein Bekannter, „Humboldt, Menzel, Scheffel und Spitzweg sind bereits auf ihnen gesessen. Ich wüßte sie gern in guter Hand, wenn ich einmal sterbe!“

Nach einem Jahr standen beide Stühle in meiner Stube. Ich benütze sie gern, mag aber keine Rissen auf ihnen, denn der Holzstolz ist mir wie ein Baumstumpf im Wald — immer noch wie von den Wurzeln genährt und sicher mit